

Sex, Generativität, Leben: zu den Machteffekten des biologischen Geschlechts

Gehring, Petra

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gehring, P. (2008). Sex, Generativität, Leben: zu den Machteffekten des biologischen Geschlechts. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 513-523). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153270>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Sex – Generativität – Leben

Zu den Machteffekten des biologischen Geschlechts

Petra Gebring

Geschlechterdifferenzen sind sozial oder wenn man so will auch: »kulturell« konstruiert. Frauen- und Männerkörper sind nicht einfach Naturtatsachen. Vielmehr werden diejenigen Aspekte, die wir als Körpernatur erleben, *als* diese Natur geschaffen, gelernt, praktiziert. Nicht nur unter dem Namen »gender«, sondern auch unter dem Namen »sex« finden wir also keine rohe Natur, sondern Sozialtatsachen. Letztlich geht das, was man zeitweilig als »sex«, als das mit naturalistischen Mitteln abtrennbare »biologische« Geschlecht unterscheiden wollte, in »gender« auf.

Mit dieser Blickwendung – welche die Sozialwissenschaft dieser Tage längst vollzogen hat¹ – hat der Rückbau eines wichtigen Stücks des wissenschaftlichen Naturglaubens des 19. Jahrhunderts begonnen. Frauen und Männer sind nicht Naturtatsachen, sie unterscheiden sich auf der Ebene ihres Gewordenseins (die sich wahrscheinlich auch in ihren Körpern, etwa in ihr Gehirn, einschreibt). Mit dieser Einsicht wird freilich die Frage nach der Natur des Geschlechts nicht einfacher. Sie verwandelt sich in eine Frage nach dem Glaubwürdigmachen von etwas als »Natur« und in eine Frage nach denjenigen Machtverhältnissen, unter deren Bedingung man »Natur« konstruiert und etabliert.

Ich selbst bin davon überzeugt, dass sich solche Fragen nicht anders als mit Hilfe eines wachen Blicks in die Geschichte bearbeiten lassen – denn vor allem in der historischen Perspektive zeigt sich für uns jetzt, in welchem Ausmaß die zweigeschlechtliche Körpernatur tatsächlich eine gewordene Sache ist. Es zeigt sich: Gerade die heute zentrale Achse der Geschlechterdifferenz ist jung. Sehr jung. Ich meine das »biologische« Geschlecht: Bis in die letzten genetischen oder neurologischen Differenzen ist das biologische Geschlecht eine offene Baustelle. Ob Chromosomen oder Hirnstrukturen: Man kreist es allenfalls mühsam ein.

Historisch gesehen ist das sogenannte biologische Geschlecht tatsächlich nicht älter als die biologische Wissenschaft selbst: Es betritt die Bühne der europäischen

¹ Wie übrigens auch die pragmatisch verfahrenende Naturwissenschaft; als Beispiel für die charakteristische Vermischung von Gewordensein und Disposition vgl. Louann Brizendine (2007).

Wirklichkeit und gewinnt seine kompakte Macht über das Äußere, Innere und die Beziehungen der Körper im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Von dieser vielleicht simpel klingenden, aber doch folgenreichen historischen Beobachtung möchte ich auch in Fragen wie derjenigen nach der »Stammzelle« ausgehen. Erlauben Sie mir aber (ganz knapp und thesenförmig) zunächst einige Überlegungen zu den vermeintlich genuin »biologischen« Momenten der Geschlechterdifferenz: Die Betrachtung (und Behandlung) der Generativität als etwas, das sich im Medium der »sexuellen« Fortpflanzung einer bio-sozialen »Population« abspielt. Sie betreffen aber auch die damit verbundene Re-Formierung jener Praktiken, die man heute frei nach dem in ihnen vermuteten biologischen Tiefsinn »Sex« zu nennen pflegt, unter die übergreifenden Gebote des biologischen »Lebens«. Also die Frage der Liebe in den Zeiten einer biologisch verstandenen Reproduktion.

Speziell interessiert mich das spezifisch biologische Frausein der Frau. Ihr »Geschlecht« definiert sich im Gefolge der Biologie durch die Art, in der die Sexualität sie als ein auf die Reproduktion gerichteter Begehrens-Trieb von der Pubertät an besetzt: Nämlich als Hinwendung auf den kollektiven Fortpflanzungsbedarf in der (spezifisch weiblichen) Weise eines – ambivalenten und häufig »gestörten« – Begehrens nach Empfängnis und Mutterschaft. Dieses spezifische Begehren, von »innen her« Mutter sein zu sollen, die stärker lust- als vaterschaftsorientierte, promiskuitive Sexualität des Mannes zu befriedigen, nicht »frigide« zu sein, durch das Eheleben und die Kinder »erfüllt« zu sein – dies alles sind Themen des 19. Jahrhunderts. Niemals vor dieser Zeit waren Frauen in ihrem Selbstentwurf derart eng an das Projekt der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung (und also Reproduktion der Gattung gebunden).

Heute wird ein biologischer Mutterschaftsdrang den Frauen nur noch selten direkt unterstellt – sieht man von der neuerstarkten Soziobiologie ab, in der tatsächlich die Sexualklischees des 19. Jahrhunderts fröhliche Urstände feiern. Sehr viel hartnäckiger hält sich jedoch das negative Gegenbild der weiblichen Natur als einer wesentlich passiven Disposition zur Empfängnis. Auch hier handelt sich um ein biologisiertes Muster – schon Simone de Beauvoir hat es scharf gesehen und mit bis heute nicht veralteten Argumenten attackiert.² Es gebe da, so etwa lautet dies biolo-

2 Wenngleich de Beauvoir die Muster, die sie kritisiert, in Teilen auch ungewollt fortgeschrieben hat. Vgl. etwa Beauvoirs Theorie der besonderen Entfremdung und Unterjochung der Frau durch die Fortpflanzungsfunktion. Sätze wie: »Wenn man sie mit dem Mann vergleicht, so erscheint dieser als unendlich bevorzugt: Sein Geschlechtsleben läuft seiner persönlichen Existenz nicht zuwider.« (Beauvoir 1968: 46), kommen einer Naturalisierung von (heterosexuellem) »Geschlechtsleben« sehr nahe – und auch die gattungsbiologische Perspektive wird von Beauvoir ausdrücklich nicht mit in ihre Kritik des Geschlechts einbezogen, vgl. »(...) die Fortsetzung der Gattung erscheint also als die

gisierte Muster, eine vor allem unter modernen Kulturbedingungen zu schwache, *zu unbeständige* triebmäßige Bindung des weiblichen Geschlechts an die eigentlich vorgesehene »natürliche« Reproduktionsaufgabe. Die Frau erscheint als zur Reproduktion vorgesehen, aber doch gleichsam als von ihren biologischen Regungen »zu frei«, als durch ihre »Sexualität« tendentiell zu irritierbar – und also von einer Art latent »asexuell« motivierten Unzuverlässigkeit. Karriere statt Kinder: Dieser Option haftete aus dieser Sicht ebenso eine sozusagen »typisch weibliche« (wohlgemerkt: biologisch typisch!) »Naturwidrigkeit« an – wie etwa der statistisch belegte »Voluntarismus« von Frauen belegen soll, heute den Zeitpunkt des Kinderkriegens frei zu manipulieren oder aber die Frage nach der Fortpflanzung nüchtern von gesellschaftlichen oder ökonomischen Randbedingungen abhängig zu machen.

Mit dem nachfolgenden Beitrag nehme ich zu dem so umrissenen Problemkomplex in Form von vier Thesen Stellung.

Erste These: Das biologische Geschlecht ist eine Errungenschaft der modernen Biologie und ihrer naturalisierten Sozialnatur

Zur Entstehung der modernen Biologie als einer Disziplin, die nicht länger morphologisch Naturerscheinungen sortiert, sondern sich als (Experimental)Wissenschaft der dynamischen Latenzgröße »Leben« völlig neu aufstellt, ist auf die Arbeiten von Michel Foucault und die diesen folgende Forschung zu verweisen. Foucaults Historisierung der Biologie in dem Pionierbuch *Die Ordnung der Dinge* (Foucault 1974) hat die Wissenschaftsgeschichte der Lebenswissenschaften revolutioniert. Namentlich die Geschichte der Genetik wurde auf Foucaults Spuren mit den Arbeiten von François Jacob, Hans-Jörg Rheinberger, Lily A. Kay und anderen vergleichsweise gut ausgeleuchtet – aber es gibt auch eindrucksvolle Arbeiten zur Körpergeschichte der Geschlechterdifferenz, etwa diejenigen von Thomas Laqueur (vgl. Laqueur 1992).

Foucault hat jenseits einer Geschichte der Biologie aber auch gezeigt, dass es so etwas wie eine Sozialgeschichte der biologischen Wissenschaft gibt. Es ist die Geschichte der »Naturalisierung« etwa der »Delinquenz« (also des Hanges zum Verbrechen), die eine völlige Veränderung des Umganges mit dem Straftäter nach sich zieht: Der Delinquent wird zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Medizin und einer wissenschaftlichen Soziologie, die in der Delinquenz, die seinen Verhaltenskörper zeichnet, immer auch ein sozialstatistisches Phänomen identifiziert, an dem gleichsam der Gesellschaftskörper krankt (vgl. Foucault 1976, 2003).

Entsprechung zu der individuellen Begrenzung; so kann man das Phänomen der Fortpflanzung als ontologisch begründet betrachten.« (Beauvoir 1968: 26).

Zur Sozialgeschichte der Biologie/Biomedizin im 19. Jahrhundert gehört nun auch die Geschichte der »Naturalisierung« der Unterscheidung von Mann und Frau. Foucault exemplifiziert dies am Schicksal der Internatsschülerin Alexina Barbin: Als ihr hermaphroditischer (also sowohl weiblich als auch männlich aussehender) Körper auffällt, gerät sie im Jahr 1860 in die Hände einer biomedizinischen Maschinerie, deren Expertise nicht eher ruht, bis eine »biologische« Feststellung des Geschlechts erfolgt ist. Und aus der Biologie folgt Recht: Alexina Barbin wird aufgrund eines sexualwissenschaftlichen Gutachtens gezwungen, das zu sein, was sie »in Wahrheit« ist, nämlich ein »Mann« (vgl. Foucault 2005: 142 ff.).

Auch Foucaults berühmte These von der »Erfindung« der Sexualität im 19. Jahrhundert thematisiert die spezifisch moderne Verankerung der Geschlechter-Identitäten in der Biologie: Es ist die reproduktive Funktion von Männer- und Frauenkörpern im heterosexuellen Paar, die nun das geschlechtliche Sein (und eine neue, eine »biomedizinische« Normalität von männlichem und weiblichem Geschlecht) bemisst. Folgen hat das für alle nicht-fortpflanzungsträchtigen Formen der Lust – die neu entstehende Sexualhygiene (als Teil der Sozialhygiene) bekämpft sie als »Perversionen«. Folgen hat das aber auch für die Frauen ganz generell – Formen der Verweigerung der Gattinnen- und Mutterrolle werden als ein Körperproblem, als spezifisch weibliche Fehlbalance der Sexualität, als »Hysterie« pathologisiert und behandelt. Auch die Psychoanalyse kann als eine – besonders elaborierte – Form der Zementierung einer solchen, letztlich gattungsbiologisch (nämlich im Axiom der Fortpflanzungssexualität) gegründeten, heterosexualisierten Zweigeschlechtlichkeit betrachtet werden.

Meine erste These läuft darauf hinaus, die beiden von Foucault eröffneten Perspektiven – diejenige auf die Modernität der Lebenswissenschaft Biologie und diejenige auf die Modernität der »sexualisierten« Körpernatur und ihrer Sozialtechnologien – einfach noch ein Stück enger zusammenzurücken als üblich. Deutsche Foucault-Übersetzungen pflegen das französische »sexe« konsequent mit »Sex« zu übersetzen. Ich denke, hier und da würde es gut tun, »sexe« tatsächlich auch als »Geschlecht« zu lesen: Nicht nur die ominöse Größe namens Sexualität – die auch –, aber vor allem eben: das biologische Geschlecht ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Seine Wirklichkeit gewinnt dieses biologische Geschlecht seither in den Bahnen der Lebenswissenschaft Biologie – sowie auch und gleichursprünglich in den Bahnen der ebenfalls im 19. Jahrhundert entstehenden (der Populationsbiologie methodologisch überaus nahestehenden) Soziologie und Ökonomie. Auf diesen Punkt, den man sich in den Sozialwissenschaften vielleicht nicht so gern klarmacht, wird zurückzukommen sein.

Zweite These: Die biologische Neukonstruktion der Generativität hat tatsächlich das Sosein von »Geschlecht« revolutioniert

So weit die europäische Überlieferung zurückreicht ist es sinnfällig gewesen, dass nicht alle Individuen Kinder gebären, sondern nur Frauen in einer bestimmten Lebensphase, die mit Männern zusammen sind.³ Immer schon war aber auch der Zusammenhang, den man mit einem modernen Wort »Generativität« nennen kann, also die Generationenfolge, brisant. Schließlich betraf er die Weitergabe von Gütern, Namen, Erinnerung und Wissen. Vor allem für diese Ordnung der Anrechte auf Güter, Erinnerung, Bildung zwischen den Generationen waren zunächst die »Geschlechter« relevant – was man an der lateinischen und deutschen Gleichheit der Ausdrücke schön ablesen kann: *gens*, Geschlecht, meint ebenso Sippe wie die ökonomisch, juristisch und mnemonisch (also erinnerungsmäßig) gesonderten Stellenwerte von Mann und Frau.

Es ist kein Zufall, dass dieser alte Wortsinn von Geschlecht mit der Biologie verschwindet und ein neuer, nicht an Dazugehörigkeit und Nachfolge, sondern ganz an die Vorstellung eines Stoffkontinuums gebundener Sinn von Generation an seine Stelle tritt. Die Verwissenschaftlichung der Fortpflanzung im Zeichen des »Sexuellen« verfestigt dabei nicht nur einfach alte Differenzen. Sondern entscheidende (und neue) Momente treten zum Spiel der Lüste, der körperlichen Differenzen und der beides ordnenden Gebote und Verbote hinzu. In der Frage der Geschlechtsnatur wird nicht nur einfach etwas bisher in anderen Kategorien Vorgestelltes »so wie es ist« naturalisiert. Sondern mit der Biologie wird ganz Entscheidendes anders.

Eine erste Verschiebung betrifft eine neue Qualität der Einschließung der Geheimnisse der Fortpflanzung gleichsam noch tiefer als das Blut ins Innere des individuellen Körpers hinein. Blaues Blut – diese Metapher fasste das Besondere der Herkunft des Adels, aber eben: pauschal und weit diesseits jeder »biologischen« Qualität. Mit der bürgerlichen Sorge um das individuelle Erbgut wird die Hierarchisierung der Herkunft gleichsam tiefer gelegt. »Das »Blut« der Bourgeoisie war ihr Sex«, schreibt Foucault (Foucault 1983: 150), und dies ist nicht metaphorisch gemeint. Der entscheidende Ort nicht nur der Weitergabe, sondern der Sorge, der Gesunderhaltung und der Produktivmachung jenes prekären Fortlebenskeimes in »uns allen« ist ein neuer, privatisierter Raum, den die Moderne geschaffen und symbolisch wie handlungspraktisch als *den* schlechthinnigen Sozialisationsort ausgestaltet

3 Soll heißen: In einem vagen Sprachgebrauch konnte man dies in der Tat als Teil einer *physis* oder *natura* betrachten, also als »natürlich« – nicht in einem biologischen Sinne und auch nicht im Sinne eines empirischen Gegensatzes von »Natur« und »Kultur«, sondern etwa im antiken Sinne von »wesensmässig« oder im christlichen Sinne von »gottgeschaffen, gottgegeben«.

hat: die bürgerliche Familie. Foucault betont, um wie vieles diffuser das Geschlecht zum Gegenstand der Sorge werden muss, wenn man nicht (wie noch der Adel) einfach sein Blut zu vererben hat, sondern mit der »Sexualität« tatsächlich gleichsam tagtäglich ein diffuses energetisches Latenzphänomen gebändigt werden muss: Ein nie gesehenes und nie gemessenes, aber dennoch vorhandene Etwas, das den Körper unter der Haut durchflutet und den Verhaltenskörper irrational treibt – ihn in seinem Begehren zugleich fruchtbar macht, ihm seine Identität gibt wie auch diese Identität vielfach bedroht. Die Angst vor Onanie und Perversion, die Angst vor Nervosität und Hysterie – hier setzen ganze Batterien von anthropologisch neu im Individuum verankerten Disziplinierungstechniken an. Nicht unähnlich dem Gefangenen im panoptischen Gefängnisbau »subjektiviert« sich das moderne sexualisierte Ich als der Überwacher einer in ihm lauernden sich ins Leben einmischenden Biologie. Er oder sie ist nicht einfach nur mehr oder weniger gut Herr seiner/ihrer Begehrlichkeiten. Sondern er/sie ist »Subjekt« seiner/ihrer einen, eigenen sexuellen Identität.⁴

Eine zweite Neuerung liegt in dem, was Foucault die »relative Autonomie des Sexes (ich sage wieder: Geschlechts, PG) gegenüber dem Körper« (Foucault 1983: 142) nennt. Der moderne »Sex«, das Geschlecht, steckt nicht nur irgendwo zwischen Physis, Psyche und Willen verborgen im Körper. Das sexualisierte Geschlecht ist auch in einem nicht mehr nur metaphysischen, sondern in einem physischen Sinne *ein Stück Gesellschaft* – eben weil es auf die Fortpflanzungsfunktion verweist, die sich durch es hindurch abspielen muss und soll. Genauer gesagt garantiert das sexuelle Geschlecht die Zukunft der Gattung und noch genauer: deren biologisches »Leben«. Eine nicht irgendwie symbolisch oder moralisch, sondern tatsächlich biologisch-stofflich vorgestellte Brücke vom Individuumkörper zum Gattungskörper, der im Einzelnen »lebt« und »überlebt« – dieses Moment bringt in die Sexualnatur eine unerhörte, das moderne Phänomen der Biopolitik begründende Schärfe hinein. Die Sorge ums Geschlecht wird zur Sorge um die Gattung – weil deren Stärkung oder aber Degeneration, »Entartung« in dem Verhalten der Paare (jedes einzelnen der Paare) liegt. Da in den Leistungen der Sexualität das Leben der Gattung nicht nur weitergeht, sondern auch maximalisiert werden kann, ist die Sexualität in der

4 Wohlgemerkt: Ich hebe damit gerade *nicht* den Punkt einer gleichsam durch die Natur nahegelegten patriarchalen »Aneignung«/Einsperrung der Frauen hervor – der Frauenunterdrückung als einer biologisch fundierten Machttechnik, mittels derer Männer in der Konkurrenz untereinander die Selbstzeugtheit von Kindern sicherstellen. Männerkonkurrenz und auch Zeugungsmacht – das sind vielmehr vor-sexuelle Themen. Die auf Friedrich Engels zurückgehende Annahme, Sexualität habe es immer gegeben, und mit dem »Trieb«, die männliche Fortpflanzung monogam auszuleben, sei gleichsam der physische Grund für das Herrschaftsgefälle zwischen den Geschlechtern dingfest gemacht, ist selbst vielmehr eine (wenn auch patriarchatskritisch »gut gemeinte«) Variante, »die Sexualität« zum Paradigma der Geschlechterfrage zu machen.

Moderne keinesfalls wirklich eine Sache des Verbots – sondern eine der Verbindung von Tabus mit Gebot und Anreiz. Sie muss gleichsam »im Paar« erzogen und kanalisiert werden: im Sinne optimierter Bedingungen für die Kinderproduktion. Sozialpolitisch ausgedrückt: In der Sorge um die gesunde Fortpflanzung und die verantwortlich praktizierte Ehe entsteht die neue staatliche Aufgabe einer »Familien- und Bevölkerungspolitik«. Entscheidend ist dabei nicht die Moral als solche, sondern allein das biologisch erwünschte Resultat. Weswegen es im 19. und auch im beginnenden 20. Jahrhundert vor unterschiedlichen Ethiken nur so strotzt – die sich dennoch in einem gleichen: Dass sie das Individuum in seiner Sexualverantwortung an die Gattung binden.

»Die Medizin der Perversionen und die Programme der Eugenik bilden innerhalb der Technologie des Sexes die beiden großen Neuerungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.« (Foucault 1983: 142) Mit diesen Worten fasst Foucault ein drittes Merkmal zusammen: Dasjenige, was man die doppelte biologische Nötigung zur heterosexuellen Orthodoxie nennen kann, mit der nicht irgend jemand, sondern wissenschaftlich aufgeklärte Sozialpolitik das Geschlecht in den modernen Menschen hineinsenkt: Nicht Moral, sondern Normalität, Gesundheit und gutes Erbgut zwingen nun zur Normierung der Praktiken der Lust. Nicht die Vermeidung des Übermaßes (wie in der Antike) oder das Verbot der Sünde (wie im Mittelalter), sondern ein Produktionsimperativ bezüglich der biologischen Substanz (weil es angeblich die Substanz ist, aus der wir alle »bestehen«) unterscheidet heute zwischen gut und schlecht.

Latenz, Gattungsbindung und – in der Abwehr des Unnormalen wie im Anreiz zur familiären Verbesserung – die biopolitisch »aufgeklärte« Vergesellschaftung dessen, was als Produkt der Sexualität erscheint: Wie wir alle wissen, hat das 20. Jahrhundert eine eben hiermit umschriebene, auf das »Leben« im allgemeinen gerichtete produktionstechnische Maxime fortgeschrieben. Und es hat sie dahingehend verlängert, dass moderne Biotechnologien heute konsequent darauf hinzielen, die Geschlechterdifferenz einerseits aufzuwerten, andererseits sie mit technischen Mitteln zu substituieren – nämlich Sexualität und Kinderproduktion voneinander zu lösen.

Dritte These: Zwischen Sexualität und Generativität bildet der Diskurs des stofflichen »Lebens« die entscheidende Brücke

Die geschilderten Zusammenhänge sind leider abstrakt – und man fragt sich, was denn diese »Sexualität« und auch diese neue, enge Bindung der Fortpflanzungsaufgabe des biologischen Geschlechts an die Großdimension der »Gattung« überhaupt plausibel machen konnte – und bis heute plausibel macht. Ich denke, dass die spezi-

fisch moderne Bedeutung des Konzeptes »Leben« hier die entscheidende Rolle spielt. »Leben« ist mit dem 19. Jahrhundert etwas, das es vorher nicht war: Ein quasi stoffliches Kontinuum, das so weit reicht wie das Reich der Biologie; etwas, das durch den einzelnen hindurchfließend der ganzen Population des *homo sapiens* oder eigentlich allen organischen Wesen zukommt. Wir leben und sterben, aber dabei »verwalten« wir das Leben quasi nur, und wir sorgen, indem wir uns fortpflanzen für Leben, Überleben oder auch Tod eines Ganzen: Dies ist ein hochmoderner, keineswegs nur biologisch/biomedizinisch, sondern zugleich soziologisch/sozialpolitisch funktionierender Mythos. Seine erste große Zeit hat der »naturalisierte« Lebensbegriff kurz vor und um 1900. Wir können die zentrale Bedeutung des stofflich konzeptualisierten Lebens aber auch heute beobachten – etwa in der positiven Eugenik heutiger Prägung oder in den (heute von Rassismen weitgehend abgelösten) Lebensqualitäts- und Lebenswertdebatten im Zusammenhang mit Rationierungs- und Sterbehilfefragen oder angesichts der Konstruktion vom »werdenden menschlichen Leben«, mit der die christliche Lehre die moderne Biologie adaptiert. Das »Leben« ist heute weder »Natur« noch »sexuell« codiert – im dramatischen Sinne des 19. Jahrhunderts. Aber es ist eine Art epistemischer Joker, dessen Bedeutung sich in der Sammelbezeichnung »Lebenswissenschaften« abbildet, die heute die Differenz von Natur- und Geisteswissenschaften obsolet zu machen beginnt. Auch der (rapide sich weiter wandelnden) Orthodoxie der Geschlechter gibt das Leben seine begriffliche Fassung – wobei die Praktiken namens Sex ihren inneren Bezug zur Kontinuierung des Lebens verlieren, und immer mehr allein die Funktionen einer gentechnisch definierten Embryonen- und Kinderproduktion definieren, was vom Leben her gesehen »Geschlecht« ist: Lieferantin bestimmter Keimzellen (nämlich der Eier) und Austrägerin von (mittels beliebigen Techniken in Gang gesetzter) Schwangerschaften zu sein.

Mehr will ich zum Lebensbegriff als metaphysischer Verankerung avancierter Bio- und Reproduktionstechnologien nicht sagen. Ausführliche und historisch tiefgehende Analysen werden hier nötig sein.⁵

⁵ Aber es gibt auch welche – neben den schon genannten (Foucault, Jacob, Kay) auch von Donna Haraway, Walter Seitter, Jürgen Link und von mir selbst, um nur einige zu nennen. Empfehlenswert im Hinblick auf die sozialwissenschaftliche Seite der Frage nach dem Leben sind auch Autoren, die die Geschichte der Populationsmathematik untersucht haben, ich nenne *partes pro toto* Ian Hacking, François Ewald und Alain Desrosières.

Vierte These: Die – partielle – biotechnische Entkopplung von Sex und Fortpflanzung bedeutet keine »Entlassung« des weiblichen Geschlechts aus der Biologie

Wie steht es heute um die Macht des biologischen Geschlechts? Ich habe eingangs schon angedeutet, dass an der Herkunftsgeschichte der sexualisierten Geschlechter kein Weg vorbei führt, wenn man den Zusammenhang von Sex, Generativität und Leben in den Blick nehmen will. Nur wenn wir die spezifische »Modernität«, das Unwahrscheinliche des biologischen Geschlechts, mitdenken, tritt auch der Zusammenhang jener kompakten »Natur« der sexuellen Identität mit den modernen Lebenswissenschaften (Biologie, Medizin, Soziologie, Psychologie), mit modernen Normalisierungstechniken und mit der Entstehung einer modernen staatlichen Familien-, *public health*- und Sozialpolitik hervor.

Dennoch sollten wir gerade die Frage nach der sexualisierten Geschlechts-Form der »Weiblichkeit« nicht mit Blick auf das 19. Jahrhundert für beantwortet halten, sondern für das 20. und beginnende 21. Jahrhundert neu stellen. Immerhin hat das 20. Jahrhundert neben der fortschreitenden Technisierung der Fortpflanzung und vielem anderen auch die Liberalisierung nicht nur der biographischen Spielräume von Frauen, sondern auch der Verhütungs- und Abtreibungsfrage erfahren. Heute ist der Bereich der sogenannten »Reproduktionstechniken« zu einem Zukunftsmarkt angeschwollen, in dem plötzlich ganz neue Rollen aufzutauchen scheinen. Man hat den Eindruck einer Polarisierung. Jedenfalls in der sogenannten westlichen Welt kann das ledige oder auch verheiratete Individuum einerseits aus der Fortpflanzungspflicht aussteigen, und auch der Bereich der ehemaligen »Perversionen« ist zum tolerierten Lebensstil-Element geworden – jedenfalls was die Geschlechterwahl der Sexualpartner angeht. Was andererseits Altersgrenzen beim Sex oder die Gewaltfrage angeht, steigt der Verbotsdruck eher. Im Zusammenhang mit Sexualstraftaten findet sich (auch in den Massenmedien) am ehesten noch das klassische, das »dämonische« Bild der Sexualität, die sich gleichsam ihre Perversionen sucht. Einerseits also eine – ich sage mal: »Entpflichtung« der einzelnen aus der unmittelbaren Beteiligung an der heterosexuellen Reproduktion. Andererseits aber ist das reproduktionswillige Paar durchaus in jeder Hinsicht in der Pflicht – und dabei von einer ganzen Phalanx von neuen Servicetechnologien und auch neuen »physisch« Beteiligten umstellt: anonymen oder namentlich bekannten Samenspendern, Eizell-Lieferantinnen, Leihmüttern. Und auch die Produktpalette aus der dazugehörigen immer stärker ins Labor und immer weiter aus der Frau herausverlagerten Schwangerschaft vergrößert sich enorm: Ungleichalte Zwillinge, der Zwilling seiner selbst, das eigenschaftsvorgewählte »Wunschkind« – Sie kennen das.

Verstärkt sich in diesem Szenario nun aber, was den heutigen Wirklichkeitswert der Zweigeschlechtlichkeit angeht, die Macht der »Biologie«? Oder entkoppeln die

modernen Biotechniken die Frage, mit wem ich Liebe mache, von der Frage der Reproduktion und »entbiologisieren« damit das Geschlecht womöglich – oder vielleicht auch die Sexualität?

Ich glaube, was sicher eine unbefriedigend komplizierte Antwort bleibt, dass zur Zeit beides passiert. Zwar haben die heutigen Biotechniken den seit dem 19. Jahrhundert grundlegenden Zusammenhang von Sex und Gattungsreproduktion nicht umgedreht: Auch heute – im Zeitalter der »assistierten Reproduktion« – erwirtschaften die Individuen (und insbesondere die Frauen) im Paar und in der Familie im Wege einer Art Begehrensarbeit einen biologischen Mehrwert, welcher der Gattung – oder freundlicher: der Gesellschaft zugute kommt. Und auch die heute marktförmig implementierte und privat nachgefragte Reproduktionsbiologie forciert sowohl eine normalisierende als auch eine eugenische Mission, die »verantwortliche Eltern« heute (im Kampf mit sich selber) erfüllen. Aber: Richtig ist schon, dass – wo es nur noch auf die Zellsubstanzen ankommt – so etwas wie die phänotypische Zweigeschlechtlichkeit, jedenfalls wo es ums Kindermachen geht, verblassen kann.

Trotzdem bleibt die Frage, ob sich im 21. Jahrhundert (gleichsam »dank« biotechnologischer Entkopplungschance von Liebe und Lust einerseits und Reproduktionszumutung andererseits) das Frausein wirklich entsexualisiert. Wird nur noch die Frau, die sich für Kinder entscheidet, unter dem Aspekt ihrer sexuellen Bestimmung wahrgenommen? Gibt es tatsächlich im Feld der Liebe nur mehr eine »Pluralität« der Beziehungsformen – und was Elternschaft angeht eine neue, egalitäre Pluralität der Technologien – und technologisch sind Ei- und Samenzelle einigermmaßen gleich?

Ein biologischer Mutterschaftstrieb wird – wie gesagt – Frauen nur noch selten direkt unterstellt. In dieser Hinsicht ist die »Hysterisierung der Frau« (wie auch die Psychoanalyse) in weiten Teilen passé. Dennoch glaube ich nicht, dass mit der Trennung von sexueller Praxis und Fortpflanzungsoptionen das biologisch konstruierte »Sexuelle« tatsächlich aufhört, die Differenz von männlich und weiblich zu besetzen.

Ein Indiz habe ich eingangs schon kurz genannt. Gerade die neue Handlungsfreiheit in puncto Kinder, die Frauen haben und nutzen in der Frage: ob überhaupt, wann, wie, scheint mir paradoxerweise nicht im Sinne einer politisch errungenen Freiheit interpretiert zu werden. Sondern im Sinne einer – wiederum spezifisch weiblichen Form – von Sexualität (oder eben »Asexualität«), vielleicht sogar als eine neue Form der Perversion. Wer den Mediensturm verfolgt, der nunmehr seit Jahren nicht nur gegen die kinderunwillige Akademikerin tobt, sondern auch gegen diejenige, die zu spät sich für Kinder entscheidet sowie gegen diejenigen, die eigentlich als Leidtragende, als neue *working poor* der auf eine Generativität ohne Sex zuarbeitenden Gesellschaft angesehen werden müssen; die vielen schlecht informierten, oft in prekären Lebenssituationen als »Spenderinnen« rekrutierten Eizellengeberinnen,

»assistiert« schwanger werdenden Frauen und Leihmütter, – also: Wer das sich hier herausbildende Geschlechterklischee betrachtet, der wird nicht von einer Angleichung der Geschlechterrollen oder von einem Verschwinden des »biologischen« Geschlechts sprechen wollen. Im Dreieck von Sex, Generativität und Leben wird ein Stück biologisch definierter Weiblichkeit durch Laborproduktionspfade ersetzt. Die Weiblichkeit, die übrigbleibt, ist aber nicht frei, und auch nicht weniger biologisch definiert. Vielmehr beschränkt sich das Frausein nun auf Zuliefer- und Brüterarbeiten für eine Nachkommensindustrie, an deren Qualitätsdefinitionen das »natürliche« Geschlecht künftig gemessen werden wird. Mit anderen Worten: Ein goldenes Zeitalter bricht nicht an.

Literatur

- de Beauvoir, Simone (1968/1949), *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek.
- Brizendine, Louann (2007), *Das weibliche Gehirn. Warum Frauen anders sind als Männer*, Hamburg.
- Foucault, Michel (1974), *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a.M.
- Michel Foucault (1976), *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1983), *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (2003), *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974–1975*, Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (2005), »Das wahre Geschlecht«, Einleitung in: »Herculine Barbin. Being the recently Discovered Memoirs of a Nineteenth Century French Hermaphrodite«, *Dits et Écrits/Schriften* 4, Frankfurt a.M., S. 142–152. Die deutsche Übersetzung erschien zunächst in: Schäffner, Wolfgang/Vogl, Joseph (Hg.) (1998), *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*, Frankfurt a.M., S. 7–18.
- Laqueur, Thomas (1992), *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a.M./New York.